



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Friedrich Hölderlin : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Friedrich Hölderlin

Von Adolf Stern

(Schluß)



n der ersten Hälfte des Jahres 1795 erfuhr Hölderlin den verhängnisvollen Widerspruch, daß die echte Poesie zwar ein Beruf, der unter Umständen den ganzen Menschen fordert, aber niemals ein Geschäft und nur in besonders günstigen Fällen eine nährende Kunst ist. Wohl hatte Schiller den jungen Landsmann, in dem er Züge seines eignen Wesens, Züge seiner eignen Jugend erkannte, und der ganz offenbar die Keime einer bedeutenden Entwicklung in sich trug, freundlich, ja freundschaftlich bei sich aufgenommen, er hatte den Dyrker durch die Aufnahme einiger Gedichte in die „Thalia“ ehrenvoller und gewichtiger in die Öffentlichkeit eingeführt, als es durch Stäudlins schwäbischen Musenalmanach hätte geschehen können, hatte ihn durch die Aufforderung zur Mitarbeit an seinem eignen Musenalmanach beglückt und selbst dem Roman „Hyperion“, an dem Hölderlin arbeitete (und von dem ein Bruchstück als Probe gleichfalls in Schillers „Thalia“ erschien) durch seine nachdrückliche Empfehlung an Cotta einen Verleger gewonnen, aber der junge Dichter erkannte bald, daß ein halbes und ein ganzes Jahr nicht hinreichen würden, den Roman zu vollenden, daß er zu nichts ungeschickter sei, als seinen poetischen Ideen und Empfindungen um des Bedürfnisses willen Gestalt zu leihen. Er konnte nicht daran denken, sich durch den Ertrag des „Hyperion“ ein Jahr in Jena zu behaupten, worauf es ursprünglich abgesehen gewesen war, kehrte im Hochsommer 1795 nach Schwaben zurück und richtete von Nürtingen aus jenen bekannten Brief an Schiller, in dem er ihm sagte: „Ich wußte wohl, daß ich mich nicht, ohne meinem Innern merklichen Abbruch zu thun, aus Ihrer Nähe würde entfernen können. Ich hätte es auch schwerlich mit all meinen Motiven über mich gewonnen, zu gehen, wenn nicht eben diese Nähe mich von der andern Seite so oft beunruhigt hätte. Ich war immer in Versuchung, Sie zu sehen, und sah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts sein konnte. Ich sehe wohl, daß ich mit dem Schmerze, den ich so oft mit mir herumtrug, notwendigerweise meine stolzen

Forderungen küßte; weil ich Ihnen so viel sein wollte, mußte ich mir sagen, daß ich Ihnen nichts wäre. Aber ich freue mich, daß ich so gewiß mir sagen kann, daß ich den Wert des Geistes, den ich achte, so weit ich ihn ermessen kann, in mancher guten Stunde rein empfand, und daß mein Streben, ihm recht viel zu sein, im Grunde nichts andres war, als der gerechte Wunsch, dem Guten, Schönen und Wahren, sei es unerreichbar oder erreichbar, sich mit seinem Individuum zu nähern, und daß man nicht gerne dabei einzig sein Richter ist, ist gewiß auch menschlich, gewiß natürlich.“

Sicherlich hat Lizmann Recht, wenn er die Zeit des Dichters in Nürtingen vom August 1795 bis zum Januar 1796 als eine trübe und unerfreuliche betrachtet. Ja er legt ihr vielleicht für die wachsende Verdüsterung von Hölderlins Geiste noch nicht genug Gewicht bei. Daß sich der Fünfundzwanzigjährige als ein Gescheiterter erschien, daß er den Abstand seiner heimatlichen Verhältnisse gegen das eben erlebte bitterer und schärfer als zuvor empfand, daß er sich vorkam „wie ein hohler Hafen,“ nicht gern einen Ton von sich gab, von dem Unbestimmten seiner Lage, seiner Einsamkeit und dem Gedanken, daß er daheim allmählich ein lästiger Gast sein möchte, niedergedrückt wurde, daß er aufseufzte: „Wär ich doch geblieben, wo ich war. Es war mein dummster Streich, daß ich ins Land zurückging,“ daß er sich auch körperlich leidend fühlte, entfremdete ihn der Wirklichkeit immer mehr. Die Befeligung, die er in seinem zugleich überschwänglichen und wunderbar feinen Naturgefühl in sich trug, die Hoffnung auf freiere Flüge und höheres Gelingen als lyrischer Dichter erwies sich wirkungslos gegen die nagende Empfindung seines Alleinstehens, gegen die gesteigerte Wehmut über die Ohnmacht des Menschen, den es gelüftet, die Ratter zu zertreten, „das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Reime vergiftet,“ gegen die pantheistische Todessehnsucht, die mit dem heiligen Äther und dem brüderlichen Licht eins zu werden strebte. Scharfblickend hatte Schiller diesen Wurm in der Seele des jungen Landsmanns erkannt; als er im Juni 1797 Hölderlins Gedichte „Der Äther“ und „Der Wanderer“ an Goethe geschickt hatte und dieser den Gedichten „nicht ganz ungünstig war,“ bemerkte Schiller: „Es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich mahnte. Er hat eine heftige Subjektivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tief Sinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist.“

Und nun wollte es Hölderlins Verhängnis, daß er den unsühnbaren tiefen Zwiespalt zwischen seinem Verlangen nach höchster und reinsten Harmonie des Daseins und der wirklichen Gestalt des gebrechlichen Lebens nicht mehr bloß innerlich träumen und vorempfinden, sondern in erschütternder Weise durchleben sollte. Im Januar 1796 trat er als Hauslehrer in das Haus des Kaufmanns Jakob Friedrich Gontard zu Frankfurt am Main; der

mit der schönen Hamburgerin Susanne Borkenstein vermählt war, und dessen Kinder Hölderlin zu unterrichten hatte. Er zeigte anfänglich eine gewisse Vorsicht und Zurückhaltung gegenüber dem neuen Familienkreis und wußte wohl, daß er die Neigung hatte, in gewöhnliche Naturen allzuviel hineinzutragen. Herrn Gontard gegenüber war auch die Vorsicht sicher am Platze. Unberührt von dem mildern Hauch der Zeit, von der idealen Anschauung, die in der Gemeinsamkeit der Bildung auch einen gemeinsamen Lebensboden erblickte, war er ein stattlicher Patrizier alten Stils, stolz auf sein Vermögen und sein angesehenes Haus. „Bezeichnend für den Sinn der Familie ist es, daß seine jüngste Schwester Margarethe ihrer Liebe zu einem angesehenen Arzte entsagen mußte, weil die Mutter sowohl wie die Brüder in einer solchen Verbindung eine Erniedrigung ihres Hauses sahen,“ erzählt Lizmann. Anders stand es um die Gattin des stolzen Kaufherrn. Obgleich auch sie aus reicher, angesehener Kaufmannsfamilie stammte, gehörte sie doch zu den edeln und seelisch tiefen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, für die die äußern Glücksumstände wenig, die schöne Natur und der strebende Geist alles waren. Sie erkannte den innern Adel Hölderlins schnell, und der Sommer des Jahres 1796, wo der Dichter Frau Gontard und ihre Kinder nach Kassel und ins Bad Driburg begleitete, offenbarte ihm, daß wenigstens eines seiner Ideale verkörpert durch die Welt wandelte. „Lieblichkeit und Hoheit und Ruh und Leben und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen.“ Die Schönheit, die Anmut, die Gemütswärme und der Edelsinn seiner Herrin ergriffen, fesselten und beglückten Hölderlin, er war in einer neuen Welt, er fühlte sich vom Frühlingslichte „verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht,“ ein Gefühl, dem er keinen Namen geben wollte und konnte, durchdrang ihn.

Auch in Lizmanns Biographie wird die alte Streitfrage wieder erörtert, ob Hölderlin für „Diotima“ eine heiße und mannhaft niedergekämpfte Leidenschaft empfunden oder sich nur „durch eine ewige, fröhlich-heilige Freundschaft“ mit diesem seltenen Wesen verbunden gefühlt habe. Während Wilbrandt in seinem vortrefflichen Aufsatz über Hölderlin („Hölderlin, der Dichter des Pantheismus.“ Historisches Taschenbuch, 1871) sagt, daß das als ideale Freundschaft begonnene Gefühl „in stiller Unaufhaltsamkeit zur Liebe wuchs, bis es ihm und ihr den Abgrund zeigte, der entweder ihr sittliches Dasein oder ihr Glück verschlang. Wie das alles sich entwickelte, wie weit — bei aller Reinheit der Gesinnung — sie doch die Leidenschaft führte, darüber klären uns keine unmittelbaren Zeugnisse auf, nur seine Dichtungen lassen uns den Schleier lüften und die Stärke, die Kämpfe und den sittlichen Heroismus dieser Liebe ermessen,“ liest Lizmann mit Bestimmtheit aus den Briefen und Gedichten heraus, daß „Diotima“ dem jungen Dichter nur „schwesterliche Freundin“ und „Schutzgeist“ gewesen sei, meint: „Keine Zeile, weder der Briefe

noch der Diotimagedichte, läßt schließen, daß Frau Gontard andre als freundschaftliche Gefühle für Hölderlin gehegt habe.“ Bei der geistigen Anlage Hölderlins, bei dem erhöhten feierlichen Ausdruck, den er der zartesten Regung seines Innern giebt, bei der unbedingten rückhaltlosen Hingebung an dieses stärkste, unüberwindbarste Gefühl seines Lebens, heiße es nun hoffnungslose Liebe oder heilige Freundschaft, wird die Streitfrage nie entschieden werden und um so mehr einer unvermeidlich subjektiven Lösung anheim fallen, als die unmittelbaren Zeugnisse, die etwaigen Briefe Diotimas und Hyperions, d. i. Susette Gontards und Hölderlins, absichtlich vernichtet worden zu sein scheinen. Für die Katastrophe in Hölderlins Leben und die Wirkung der selig-unseligen Jahre zwischen 1796 und 1798 ist es überdies ganz gleich, ob man die Empfindung des Dichters für die schöne und edle Frau, sein Ergriffensein von dem ganzen Werte dieser seltenen Natur Liebe oder Freundschaft nennt.

Hatten ihm glühende Träume, die nicht Leben werden durften, das Glück gezeigt, eine solche Frau zu besitzen, mußte er eine Leidenschaft niederkämpfen, so blieb ihm als tiefes Leiden die Gewißheit in der Seele, daß kein zweites Wesen lebe wie die, die ihm versagt war. Hegte aber Hölderlins Seele nur Freundschaft für sie, war ihm ihre Ruhe und ihr Mutterglück heilig, genügte es ihm, daß sie seinen Genius ehrte und sich in seiner geistigen Welt heimisch fühlte — um so viel schlimmer dann. Leichter hätte eine glühende Wallung der Leidenschaft, ein Wagnis alles vergessender Liebe Wirklichkeit werden können, als eine bleibende Freundschaft zwischen der Frau des patrizischen Kaufherrn und dem jungen schwäbischen Magister. Er forderte die Freundschaft einer Dame, die nach dem Willen ihres Gatten und den Lebensanschauungen ihrer Kreise in ihm nur den ersten Bedienten ihres Haushalts sehen sollte. Er hätte voraussehen können, daß dieser Seelenbund gegenüber den Verhältnissen und Vorurteilen des Tages eine Unmöglichkeit war, daß der Versuch, ihn durch Beharren in seiner Stellung zu erhalten, ihn selbst und die vergötterte Freundin mit Bitterkeiten und brennenden Demütigungen bedrohte. Aber freilich: „wie sehr der Mensch genötigt ist, um sein einzelnes, einseitiges, ohnmächtiges Wesen nur zu etwas zu machen, gegen Verhältnisse, die ihm widersprechen, die Augen zuzuschließen und sich mit der größten Energie zu sträuben, glaubt man seiner eignen Anschauung nicht, und doch liegt auch hiervon der Grund in dem Tiefen, Bessern der menschlichen Natur, da er praktisch immer constitutiv sein muß und sich eigentlich um das, was geschehen könnte, nicht zu bekümmern hat, sondern um das, was geschehen sollte.“ Dies Goethische Weisheitswort, um eben diese Zeit bei ganz anderm Anlaß gesprochen (Goethe an Schiller, Weimar, 10. Februar 1798), traf auf Hölderlins Lage im Gontardschen Hause zu, kurz ehe der Bruch eintrat.

Gleichviel, ob es Wahrheit oder Sage ist, daß Susettes Gemahl in einer
Grenzboten IV 1892

rohen Eifersuchtszscene Hölderlin tief und tödtlich verletzt habe, oder ob man ohne Erklärungen scheinbar kalt und ruhig schied, gleichviel, ob er Diotima von Homburg aus zu einem letzten Abschied wieder sah oder Wonne und Weh dieses Abschieds nur träumte, er litt im September 1798 die Trennung von der Frau, die ihm seine Welt geworden war. Den Nachklang dieser Tage vernehmen wir aus Hyperions Worten: „Da wollt ich sterben, Diotima, und ich glaubt ein heilig Werk zu thun. Aber wie kann das heilig sein, was Liebende trennt? wie kann das heilig sein, was unsers Lebens frommes Glück zerrüttet?“

Se reiner Hölderlins Verhältnis zu Frau Gontard gewesen war, um so tiefer mußte sich der Stachel in seine Seele senken, daß die Welt ihm auch das zertreten hatte, daß die Wirklichkeit keine Form für die Empfindung und das Recht tiefinnigen Seelenverständnisses hatte. Mit der wachsenden Einsicht, daß er das Gelebte nicht noch einmal leben, nicht fortleben könnte, legte sich neuer Schatten der Schwermut über seine innere Welt. Alles, was er im Leben noch versuchte, sich emporzurichten, blieb vergeblich, die Gewalt der schmerzlichen Erinnerung beugte und zog ihn nieder, und schmerzlich bekennt Menons Klage um Diotima: Sie haben mein Auge mir genommen, auch mich hab ich verloren mit ihr!

Er verlebte in Homburg, in der Nähe seines Freundes, des Regierungsrats Sinclair, ein stilles den Musen gewidmetes Jahr, vollendete den „Hyperion,“ und dichtete an jenem Trauerspiel „Empedokles,“ von dem uns ein bedeutendes Fragment erhalten ist. Er versuchte unter Sinclairs beständiger freundschaftlicher Leitung dem Leben wieder näherzutreten, begleitete im November 1799 den Freund zum Kongreß von Rastatt, der freilich keinem Dichter und am wenigsten einem Dichter seiner Art etwas sein konnte, knüpfte selbst eine Verbindung mit dem kunstfönnigen kleinen Landgrafenhofe von Homburg an, erkannte aber doch wiederum seine Unfähigkeit, von dem Ertrage seiner Feder zu leben. „Weißt Du die Wurzel alles meines Übels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, daß ich oft so herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nährt,“ hatte er noch in der letzten Frankfurter Zeit seinem Stiefbruder Karl zugerufen. So wurde ihm auch in dem letzten Jahre des Jahrhunderts der Sommer nicht zu teil, um den er die Parzen gebeten hatte:

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
 Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
 Daß williger mein Herz, vom süßen
 Spiele gesättiget, dann mir sterbe.

Das äußere Bedürfnis, das ihm, nach dem Leben der Frankfurter Jahre, armseliger und verächtlicher als je erschien, trieb ihn in die Heimat zurück,

nach der Schweiz und nach Bordeaux, immer wieder in die Stellung eines Hauslehrers hinein, deren Druck er ausgekostet hatte, wie keiner. Sein Mißgeschick, vielleicht auch die merkliche Verdüsterung seines Sinnes führten jähe und gerade für ihn bedenkliche Wechsel seiner Stellungen herbei. Noch sah er klar genug, in dem letzten Brief an Schiller (Mürtingen, 2. Juni 1801) zu sagen: „Nun finde ich, daß man wohl eine Auskunft treffen kann, wenn es versagt ist, der nächsten Bestimmung zu leben, daß aber eine falsche Resignation so gut ein schlimmes Ende nehmen muß, wie allzugroße Unklugheit.“ Gleichwohl blieb jeder — ohnehin matte — Anlauf, den er nahm, dieser Resignation zu entzinnen, ohne Folge. Seit der Rückkehr aus Bordeaux brach die geistige Zerrüttung unaufhaltsam über den Unglücklichen herein.

Es ist Vitzmann gelungen, den Nachweis zu führen, daß Hölderlin nicht (wie immer wieder erzählt wird) den Tod der Geliebten, Unvergessenen in Bordeaux erfahren haben kann. Hölderlin hatte Bordeaux, nach dem erhalten gebliebenen Reisepaß, bereits am 10. Mai 1802 verlassen, traf in der zweiten Woche des Juni, mit den ausgesprochenen Merkmalen des Wahnsinns, bei seiner Familie in Mürtingen ein, Frau Susette Gontard aber starb am 22. Juni 1802 nach nur zehntägigem Krankenlager in Frankfurt a. M. Ein nachweisbarer Zusammenhang beider Ereignisse, Diotimas Tod und Hölderlins Wahnsinnsausbruch, besteht also nicht; Vitzmann sieht die unmittelbare Ursache in den Überanstrengungen einer Fußreise unter glühendem Sommerhimmel durch das südliche Frankreich und sagt selbst: „Wann und auf welche Art Hölderlin den Tod der von ihm verehrten und geliebten Frau erfuhr, ob er in dem Augenblick fähig war, die ganze Größe des Schmerzes zu ermessen, wissen wir nicht.“ Ich möchte sagen: jeden Schmerz um das Schicksal der Freundin, die in seinen Augen in unwürdiger Umgebung ein Leben lebte, das schlimmer als der Tod war, jedes Leid über den Verlust, der ihn getroffen hatte, hatte Hölderlin vor dieser Zeit bereits ausgekostet.

Die Geistesumnachtung, in die ihn der Widerspruch seines tiefsten Innern mit der umgebenden Welt, die Unvereinbarkeit seines edeln Selbstgefühls mit seiner äußern Lage, das leidvolle Ende seines einzigen Glückes gestürzt hatte, erwies sich unbeflegbar. Nicht die letzte Versenkung in litterarische Thätigkeit, zu der es Hölderlin selbst trieb, und die zu der Übersetzung zweier Tragödien des Sophokles („König Odispus“ und „Antigone“) führte, die 1804 in Frankfurt a. M. erschienen und an mehr als einer Stelle ein trauriges Zeugnis seiner hinschwindenden Geisteskraft ablegten, nicht die wahrhaft freundschaftliche Hilfe, die ihm Sinclair bot, indem er ihn zum Bibliothekar in Homburg ernennen ließ und den Gehalt dieser Stellung vorläufig aus eigener Tasche zahlte, vermochten die innere Zerstörung aufzuhalten. Das leidvollste Ringen währte von 1802 bis 1806, im Herbst 1806 mußte der Ärmste von Homburg in die Heimat abgeholt werden, und da sich ein Heilungsversuch in Auten-

rieths Klinik zu Tübingen als vergeblich erwies, die bedenklichen Anfälle von Tobsucht aber einer stillen Verblödung Platz machten, so that man bekanntlich das beste, was man überhaupt für ihn thun konnte, man vertraute ihn der Pflege einer wackern Tübinger Bürgerfamilie an, die sich warmherzig und in nicht ermüdender Sorgfalt des Kranken annahm.

Im Hause des Tischlermeisters Zimmer verlebte Hölderlin die langen Jahre von 1807 bis 1843, ein Gegenstand schmerzlicher Theilnahme für tiefere, täppischer Neugier für flachere Naturen. Hindämmernd in verworrenen Selbstgesprächen und gelegentlichen kurzen Unterredungen, abgerissene Verse schreibend, in denen hie und da ein Funke des ursprünglichen Geistes aufzuckte, und in denen immer noch ein Rest des sichern Blicks für die stillen Reize der Natur sichtbar wurde, in hilfloser Gefügigkeit gegenüber seinen Pflegern und Besuchern rannen ihm die Tage, die Monde, die Jahre hin, für die er Bewußtsein und Unterscheidung verloren hatte. Mit tiefer Bewegung liest man, wie sich der Schatten seines Selbstgefühls in der unschädlichen Eitelkeit zeigte, daß er von seiner Umgebung den Bibliothekartitel verlangte, den er zuletzt geführt hatte, daß er den „Hyperion“ aufgeschlagen auf seinem Tische hatte und sich häufig Stellen aus diesem Gedichte in Prosa mit lauter Stimme vorlas, und daß ihm mitten in seiner Geistesnacht Gefühl und Gewohnheit des Edeln und Wohlstandigen treu blieben, daß er in seinen verwirrtesten und heftigsten Augenblicken nie ein unschönes oder unfreundliches Wort sagte. Nur allzusehr hatte sich ihm erfüllt, was er aus der Tiefe seiner Liebe und seiner Menschenscheu heraus Hyperion im ersten Buche des Romans sagen läßt: „Ich überdachte stiller mein Schicksal, meinen Glauben an die Welt, meine trostlosen Erfahrungen, ich betrachtete den Menschen, wie ich ihn empfunden und erkannt von früher Jugend an in mannichfaltigen Beziehungen, fand überall dumpfen oder schreienden Mißlaut, nur in kindlicher einfältiger Beschränkung fand ich noch die reinen Melodien — es ist besser, sagt ich mir, zur Biene zu werden und sein Haus zu bauen in Unschuld, als zu herrschen mit den Herren der Welt und, wie mit Wölfen, zu heulen mit ihnen, als Völker zu meistern und an dem unreinen Stoff sich die Hände zu beflecken; ich wollte nach Tina zurück, um meinen Gärten und Feldern zu leben.“

Seine Gärten und Felder hätten ihm die höchsten und reinsten Schöpfungen der Kunst bedeutet, denen Ebenbürtiges anzureihen die Sehnsucht seines Lebens gewesen wäre. Sollen wir sagen, die unerfüllte Sehnsucht? Wenn wir bedenken, wie verschwindend gering die Zahl derer ist, die sich in Hölderlins Seele, seine Lyrik (denn auch „Hyperion“ ist Lyrik) versenken mochten und mögen, würden wir wohl so sagen müssen. Erinnern wir uns aber, daß es doch einzelne giebt und voraussichtlich immer geben wird, die sich dem Zauber seines Wesens nicht entziehen können, so gilt zuletzt, was er in der Ode „Dichtermut“ gesungen hat:

Wenn die Woge denn auch einen der Mutigen,
 Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunterzieht,
 Und die Stimme des Sängers
 Nun in blauender Halle schweigt:

Wenn des Abends vorbei einer der Unfern kömmt,
 Wo der Bruder ihm sank, denket er manches wohl
 An der warnenden Stelle,
 Schweigt und gehet getrösteter.



Bilder aus dem Universitätsleben

7. Die Studentin



ie sehen also, meine Herren, sagte Professor Knorre polternd, indem er sich auf seinem Stuhl zurücklehnte und schnell einen grimmigen Seitenblick auf die Bank der Hospitantinnen warf, die Ansichten über das vielgerühmte Ewig-Weibliche gehen bei den verschiedenen Völkern weit aus einander. Das zu verfolgen, ist für den vergleichenden Litterarhistoriker eine sehr anziehende und dankbare Aufgabe. Wir finden in allen Litteraturen neben den sinnlich überreizten lyrischen Schmachthähnen, die unerschöpflich sind in den lächerlichsten Lobpreisungen des Weibes, auch vernünftig denkende Kraftgeister, die sich über den wahren Wert und den im Grunde oft recht kläglichen Inhalt des schönen Geschlechts nicht täuschen lassen. Ich habe Ihnen in voriger Stunde eine reiche Auslese von Gedanken solcher Dichter und Philosophen vorgeführt aus der griechischen, römischen, italienischen, französischen und englischen Litteratur. Ich will Ihnen zum Schluß der heutigen Vorlesung noch aus der orientalischen eine zu unserm Thema gehörende Geschichte in freier Übersetzung vortragen.

Man sah es dem alten Junggesellen und Weiberfeind deutlich an, mit welchem Behagen er in diesem Kolleg die Schätze seiner Gelehrsamkeit ausbreitete. Er lockerte seinen Halskragen, fuhr sich mit der linken Hand langsam über den kurzgeschornen, grau schimmernden Vollbart, kniff das rechte Auge etwas zu, denn rechts saßen die ihm unerwünschten zuhörenden Damen, und fing an zu erzählen:

Ein Magier kam einst zu einem alten König und brachte ihm eine prächtige Marmorvase von gewaltiger Größe, ein Meisterstück der bildenden Kunst. Der König ließ sie in einem Saal seines Schlosses auf ein Postament stellen,